

Aus dem Inhalt:

Der zeitlose Inhalt der »Warte«

TGD-Erlebnis im Brennpunkt

Teilnehmer am Templer-
Austausch erzählen

Australien-Post

Leserecho

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Der zeitlose Inhalt der »Warte«

»Warte«-Gesamtverzeichnis im Entstehen

Klaus von Trotha, Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Baden-Württemberg, beim Studieren eines alten »Warte«-Hefts (Nr. 44, 1904) bei der Eröffnungs- und Einweihungsfeier des Gottlieb-Schumacher-Instituts im »Keller-Haus« auf dem Karmel in Haifa am 12. November 1993

Das Jahr, in dem wir des 150jährigen Bestehens unserer Zeitschrift gedenken, geht dem Ende entgegen. Nicht am Ende steht jedoch unsere Arbeit am Tempel und an der Verbreitung unseres Gedankenguts durch die »Warte«. Wir sind aufgerufen, auch in der vor uns liegenden Zeit unermüdlich für den Glauben an das von Jesus verkündete Gottesreich der Liebe und für seine Verwirklichung einzutreten. Als einer der Gemeinde-Ältesten habe ich in meiner Arbeit immer öfter erfahren können, daß das geistige Erbe der Vergangenheit ein unersetzliches Fundament auch für die Gegenwart darstellt. Menschen kommen und gehen, ihre Gedanken und Ideen aber leben in ihren Schriften fort.

Ich habe mich deshalb in diesem Jahr daran gemacht, ein Gesamtverzeichnis aller »Warte«-Veröffentlichungen ab 1949 zu erstellen. Die Jahreszahl 1949 markiert den Neubeginn für die Tempeler: Ihre Organisation in Palästina ist aufgelöst, ihre Mitglieder formieren sich zu neuen Gemeinden in Deutschland und in Australien. Eine neue Seite in der Geschichte der Tempelgesellschaft ist aufgeschlagen. Dieser Neubeginn und die daran anschließende Zeit des Auf- und Ausbaus sind in vielen wichtigen Äußerungen und Glaubensdarstellungen in der »Warte« dokumentiert worden. Auf sie will ich in der nächsten Ausgabe näher eingehen und Lesehinweise geben. *Peter Lange*

TGD-Erlebnis im Brennpunkt

Dietrich Ruff

Grüße des Tempelvorstehers zum Jahreswechsel

In der September-Ausgabe der »Warte« wünschte Peter Lange freundlicherweise meiner Frau Isolde und mir eine glückliche Rückkehr und ein gutes Wiedereingewöhnen in unserem australischen Heimatgebiet.

Nun, die Rückkehr verlief glatt und das Wiedereingewöhnen ging rasch und reibungslos – sind wir darin doch schon einigermaßen geübt. Auch wenn wir wiederum voll ins hiesige Gemeindeleben eingegliedert sind, so bleiben wir doch den vielen lieben Freunden im Schwestergebiet unserer Gesellschaft eng verbunden und denken gerne zurück an die erlebnisreiche Zeit während unseres diesjährigen Besuchs. Und im Zeichen der Verbundenheit unserer beiden Gebiete möchte ich – auch im Namen meiner besseren Hälfte – mittels dieser Zeilen allen Mitgliedern und Freunden der Tempelgesellschaft Dank sagen für ihren Einsatz zum Wohl der Gemeinde und für die Aufgeschlossenheit und Gastfreundschaft, die uns über die Zeit des Besuchs so herzlich entgegengebracht wurden. Wir fühlten uns wohl und wußten uns in guten Händen.

Für mich waren die nahezu vier Monate, die ich inmitten der Tempelgemeinde in Stuttgart verbrachte, weit mehr als ein formeller dienstlicher Besuch. Der Aufenthalt entfaltete sich zu einem intensiven persönlichen Erlebnis als Mitwirkender beim regen, reichhaltigen Leben der Gemeinschaft. Die zahlreichen Begegnungen und Gespräche im Gemeindezentrum sowie an weitverstreuten anderen Orten empfand ich so anregend wie bereichernd. Wenn der Besuch und vielseitige Gedankenaustausch auch für die Gemeindetätigkeit förderlich waren, so begrüße ich dankbar diese gegenseitige Wirkung.

Selten zuvor habe ich so eindringlich gespürt, wie wertvoll für unsere Glaubensgemeinschaft die persönliche Begegnung mit Gleichgesinnten ist. Freilich sind solcher Begegnung in der Praxis Grenzen gesetzt, sowohl innerhalb der einen Gemeinde wie auch besonders zwischen den beiden räumlich weit getrennten Gebieten. Schriftliche Verbindung, Ferngespräche und dergleichen können sehr viel beitragen zur Aufrechterhaltung und auch Erweiterung gemeinsamen Strebens, sind jedoch in meiner Erfahrung kein voll wettmachender Ersatz für persönliche Begegnung und Aussprache. Zusammenkommen, Zusammenerleben und Zusammenarbeiten vor Ort sind zu pflegen, wenn Gemeinschaftssinn, gemeinsames geistiges Anliegen und gegenseitiges Verstehen auf die Dauer etwas bedeuten und selbstverständliche, lebendige Wirklichkeit bleiben sollen.

Können harmonisches Zusammenwirken und Einheit des verbindenden Glaubens der beiden Gebiete der Tempelgesellschaft anderswie gewährleistet werden? Wie sonst sollen gegenseitig Einsichts- und Einfühlungsvermögen gedeihen angesichts der unterschiedlichen Gegebenheiten und Gebräuche auf der anderen Seite der Erdkugel?

Verbindendes tragfähig zu gestalten beziehungsweise zu festigen und Trennendes zu überbrücken im Schrittmaß der nie rastenden Zeit, die auch an unserer Glaubensgemeinschaft nicht spurlos vorbei geht, ist keineswegs alleinige Aufgabe von Amtsträgern im oder außer Dienst. Jedem Mitglied ist es anheimgestellt, dazu je nach Möglichkeit aus eigener Initiative beizutragen.

Und so möchte ich nun hier die Gelegenheit der nahenden Weihnachtszeit und Jahreswende wahrnehmen, um der Tempelgesellschaft in Deutschland mit all ihren Mitgliedern und Freunden frohe Weihnachtsgrüße zu übermitteln und ein gutes, gesegnetes Jahr 1996 zu wünschen. Mögen die GrüÙe und Wünsche erneut die Empfindung der Zugehörigkeit ins Licht rücken und der Festigung des geistigen Bandes dienen, durch das sich Templer hüben und drüben miteinander vereint wissen.

Wirklich vereint können Menschen sich nur fühlen, wenn sie friedlich miteinander auskommen. Und zur Weihnachts- und Neujahrszeit ist es nicht verwunderlich, daß angesichts des weitverbreiteten Unfriedens die Hoffnung auf Frieden und friedfertige Zusammenarbeit ganz bewußt im Vordergrund steht.

Auf der Bühne des Weltgeschehens beherrschen die Kriegsschauplätze und gewaltsamen Konfliktszenen das Bild. Eben deswegen möchte ich auf die Bedeutung des Friedens im Einzelnen und zwischen Menschen im engen Kreis hinweisen. Denn im kleinen zeichnet sich ab, was im großen sich folgeschwer steigert. Erst wenn im Menschen Frieden ist, kann auch unter Menschen guten Willens Frieden zum Tragen kommen.

Friede im Menschen bedingt den innerlichen Frieden mit Gott über den Weg des Glaubens; er bedingt den Frieden im Herzen, der Gelassenheit schenkt und innere Spannungen löst, der Wegbereiter ist für Vergebung und Vertrauen.

Daraus wächst letztlich der Friede auf Erden unter Menschen, der in der Geschichte über Jesu Geburt im Lukasevangelium verheißen wird.

Laßt uns guten Willens um Gottes Beistand bitten bei unserem Bemühen, in uns Frieden zu finden und diesen nach außen wirken zu lassen im Zeichen unseres Trachtens nach Seinem Reich.

Teilnehmer am Templeraustausch erzählen

Das Jahr 1995 hat sich durch eine rege Tätigkeit im Deutsch-Australischen Templeraustausch-Programm ausgezeichnet. Nicht nur deshalb, weil wir ein sympathisches junges Mitglied der Tempelgemeinde Sydney, Ingrid Slip, (mit Unterbrechungen) über ein halbes Jahr in unserer Mitte hatten, sondern weil auf der anderen Seite gleich drei Vertreter der TGD – Ulrike Bez, Robin Rudolf und Helge Tietz – die Reise nach Australien angetreten haben, was verständlicherweise zu einer besonders starken Belastung der Verantwortlichen in der TSA führte (mit insgesamt 10 Gastgeberfamilien mußten Regelungen getroffen werden!). Wir sind den Freunden der TSA – ganz besonders Irene Bouzo, die unsere Kontaktperson für das Programm ist – für ihre Bemühungen um eine Unterbringung der Stipendia-

ten in einer Gastgeberfamilie und um die Suche nach geeigneten Kursen und Lehrgängen sehr dankbar.

Ulrike Bez ist inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt und beginnt jetzt ihre Berufsausbildung. Robin Rudolf wird noch bis nächsten Sommer in Australien bleiben und dort ein volles Schuljahr lang eine höhere Schule besuchen, während Helge Tietz derzeit noch Touren durchs Land unternimmt und sein Leben in einer australischen Tempelgemeinde erst im Januar beginnt.

Daß es sich bei den Aufenthalten der jungen Tempelangehörigen in den jeweils anderen Gemeinden um eine Arbeit mit Langzeitwirkung handelt, ist uns schon in den letzten Jahren deutlich geworden. Der gemeinschaftsförderliche Aspekt der Reisen spricht auch aus den folgenden Berichten von Ingrid Slip und Ulrike Bez.

Einbezogen in die warme »Tempel-Atmosphäre«

Ich bin die diesjährige australische Kandidatin für den Jugendaustausch der Tempelgesellschaft und komme aus der Gemeinde von Sydney. Meine Zeit hier in Deutschland war eine der interessantesten Erfahrungen meines Lebens, und ich will versuchen, eine kurze Zusammenfassung davon zu geben.

Ich kam Anfang Februar in Freiburg an, wo ich bis Ende März das Goethe-Institut besuchte. Von dort fuhr ich nach Stuttgart, wo ich bis etwa Mitte Juni bei Brigitte Hoffmann lebte und an den Veranstaltungen der Tempelgemeinde teilnahm. Seither habe ich verschiedene Reisen durch Deutschland und Europa gemacht, kam dazwischen aber immer wieder an meine Ausgangsbasis bei Brigitte zurück und beteiligte mich an weiteren Templer-Unternehmungen.

Mitten aus dem australischen Sommer zu kommen und sich dann im Freiburger Winter einzugewöhnen, brauchte einige Zeit, aber es hat sich gelohnt. Etwas vom Besten an dieser Freiburger Studienzeit war die Tatsache, daß ich im Studentenwohnheim des Goethe-Instituts mit Deutsch-Studenten aus der ganzen Welt zusammenlebte. Erstens war ich dadurch gezwungen, deutsch zu sprechen. Zweitens unternahmen wir vieles gemeinsam, um Deutschland kennenzulernen, und dabei lernte ich ebenso viel über die jeweiligen Kulturen der Mitsudenten wie über die deutsche. Von dem Deutschkurs, den ich besuchte, war ich nicht so sehr begeistert, aber er gab doch eine brauchbare Grundlage ab für das Deutsch, das ich nun Tag für Tag sprechen mußte.

Freiburg empfand ich als eine sehr schöne und faszinierende Stadt, vor allem auch, weil dies meine erste Begegnung mit Europa war. Der Schwarzwald gleich hinter der Haustür war so ganz anders als unser australischer Busch. Ich genoß es, stundenlang in der Altstadt umherzustreifen, und das Münster beeindruckte mich immer wieder von neuem. Das Freizeitangebot des Goethe-Instituts umfaßte gesellige, sportliche und kulturelle Unternehmungen, und ich nahm auch an Exkursionen nach Baden-Baden und Luzern teil und zu der traumhaften Faschingsprozession in Basel. Ende März verabschiedete ich mich traurig von meinen neuen Freunden und fuhr nach Stuttgart.

Hier in Stuttgart erlebte ich die Wärme und Freundlichkeit einer Gemeinschaft, von der ich bis dahin wenig gewußt hatte. Die Gemeinde ist etwas größer als die unsrige in Sydney, vor allem Saal und Gemeindehaus sind größer und bieten mehr Möglichkeiten. Auch hier leben die Mitglieder zum Teil weit zerstreut und gehören in der Mehrzahl zur älteren Generation – dieselben Probleme wie bei uns –, und so fand ich es interessant zu sehen, wie das Gemeindeleben funktioniert.

Ich war beeindruckt von der Anzahl und der Vielfalt der Veranstaltungen und versuchte, an so vielen davon wie irgend möglich teilzunehmen. Ich hatte Spaß an der Musik im Singkreis und tat mein Bestes, mich im Bastelkreis kreativ zu betätigen. Es beeindruckte mich sehr, daß ich am anderen Ende der Welt in religiöse Versammlungen kam, in denen es ebenso offene religiöse Diskussion und ein Minimum an festem Ritual gibt wie bei uns. Der sonntägliche Saal ist ähnlich wie bei uns, doch habe ich auch einige neue Ideen aufgeschnappt. Die religiösen Seminare habe ich genossen, obwohl meine Deutschkenntnisse manchmal nicht ausreichten, um alles zu verstehen. Einen Höhepunkt bildete das Wochenende in Bernstein mit seiner gelösten und geistig anregenden Atmosphäre. Auch der Ausflug mit der Gemeinde zu dem mittelalterlichen Städtchen Dinkelsbühl war ein sehr schönes Erlebnis.

Während meines ganzen Aufenthaltes fühlte ich mich einbezogen in die warme, entgegenkommende »Tempel-Atmosphäre« der hiesigen Gemeinde – von den Einladungen in Familien über die vielen Freunde, die mir gute Ratschläge gaben und sich nicht an meinem anfänglich etwas mühsamen Deutsch störten, bis zur Gastfreundschaft Brigitte Hoffmanns. Ich erlebte es ebenso beim Zusammensein mit den Jugendlichen auf einer Fahrrad- und einer Kanu-Tour. Diese Touren waren von den jungen Leuten sorgfältig und verantwortungsvoll organisiert, und die Teenager, die dabei waren, erwiesen sich als freundlich und rücksichtsvoll. Wenn ich zum Beispiel bei der Fahrradtour hinter den anderen zurückblieb, leistete mir oft einer der Jugendlichen Gesellschaft und half mir mit Schwätzen, Singen oder Scherzen, den Mut nicht zu verlieren.

Vielen Dank an Euch alle, daß Ihr mich in Eure Gemeinschaft aufgenommen habt, vor allem an diejenigen, die meinen Aufenthalt im einzelnen organisiert haben, an Brigitte und die Familie Hoffmann, die mir das Gefühl haben, ein »richtiges« Familienmitglied zu sein. Ich werde mich immer gerne an die Monate erinnern, die ich mit Euch verbracht habe, und an die schöne Atmosphäre in der Tempelgemeinde Stuttgart.

Ingrid Slip

Um schöne Erinnerungen und Erfahrungen reicher

Am 13. Juli war es soweit, um 10.30 Uhr morgens flog ich los. Der Flug war zwar furchtbar lang und ermüdend, aber als ich dann endlich um 21.45 Uhr am nächsten Tag in Melbourne ankam, war die Müdigkeit erstmal vergessen. Am Flughafen wurde ich sehr freundlich von Irene Bouzo und ihrem Mann empfangen, bei denen ich dann auch meine erste Nacht in Australien verbrachte.

Am nächsten Tag ging es dann weiter zu Traude und Dieter Glenk nach Montrose, wo ich die ersten 5 Wochen wohnte und mich ziemlich schnell wie zuhause fühlte. Von dort aus fuhr ich dann mit dem Bus und dem Zug jeden Tag nach Box Hill zum College, wo ich an einem normalerweise 2-jährigen Kurs teilnahm, in dem Tanzlehrer ausgebildet werden. Dort konnte ich meine Kenntnisse im klassischen, modernen und Jazztanz erweitern, was mir sicherlich bei meinem Sportstudium, das ich inzwischen begonnen habe, sehr zugute kommen wird.

Das Wetter war zu Beginn leider nicht sehr gut; deshalb hatte ich, die ich ja aus dem heißesten Hochsommer kam, anfänglich sehr mit der Kälte und dem Dauerregen zu kämpfen. Trotzdem unternahmen wir einiges an den Wochenenden: Ausflüge in die Umgebung, wie einen Besuch in einem Tierpark, wo ich mir viele australische Tiere anschauen konnte, die man in der Stadt ja nicht zu sehen bekommt. Ansonsten war ich an den Wochenenden auch bei einigen Templerveranstaltungen, wie dem Jugendsaal, der allein von Jugendlichen gestaltet wurde, einem Familiensaal, der vor allem für die Kinder gedacht war, einem Saal auf deutsch, bei dem ich den Losungstext gelesen habe, beim Altersheim-Basar, bei dem ich auch verkaufen half, und noch einigen anderen Jugendgruppen-Aktivitäten.

An einem Samstag nahm mich Irene Bouzo mit nach Melbourne, wo wir alles besichtigten, was dort sehenswert ist. Wir waren beim Shrine of Remembrance (einem Krieger-Ehrenmal), im Museum, wo wir typisch australische und Bilder von den Aborigines anschauten. Dann waren wir noch auf dem Aussichtsdeck des Rialto Buildings, von wo aus man über die ganze Stadt schauen konnte. Und an einem Wochenende trat ich sogar mit meinen »Mitstudenten« am Tag der offenen Tür im College mit einem Tanz auf.

Die nun nur noch verbleibenden letzten vier Wochen verbrachte ich dann bei Hartmut und Rose Weller. In dieser Zeit war ich einen Sonntag mit der Jugendgruppe beim Skifahren und bei weiteren zwei Jugendgruppentreffen. Und ich hatte sogar die Möglichkeit, einen Tag mit »meiner Familie« in Phillip Island am Meer zu verbringen, was meinen Wunsch, irgendwann noch mal nach Australien zu gehen, sehr verstärkte. Dann allerdings im Sommer, obwohl das Wetter ab der fünften Woche recht schön und warm war, aber im Sommer muß es noch viel schöner sein.

Während meiner Zeit in Australien traf ich wirklich sehr viele wahnsinnig nette Leute, die mich alle sehr freundlich aufnahmen und von denen mich einige sogar zu sich einluden. Ich fühlte mich zu jeder Zeit willkommen und mir wurde großes Interesse für meine Familie entgegengebracht, wobei ich zugeben muß, daß ich mehr über sie erfahren habe, als ich über mich berichten konnte.

Zum Abschied gingen dann alle, die Kontakt zu mir hatten, also Traude und Dieter Glenk und deren jüngster Sohn, Rose und Hartmut Weller und die beiden Töchter Nicole und Tanya und Irene und Emmad Bouzo mit mir essen. Das war eine sehr schöne kleine Abschiedsfeier, die mir die Abreise nicht gerade leichter gemacht hat.

Zum guten Schluß wurde ich dann auch noch mit Abschiedsgeschenken überhäuft – und der 17. September war gekommen. Nun lag wieder der lange Flug vor mir, vor dem es mir in Erinnerung an den letzten ziemlich grauste. Aber auch der ging vorüber und jetzt bin ich, um einige schöne Erinnerungen und Erfahrungen reicher, wieder in Deutschland. Der Sommer hier war in diesem Jahr besonders lang, sodaß ich noch etwas davon mitbekam.

In Australien wurden mir sehr viele Grüße an Verwandte und Bekannte in Deutschland aufgetragen. Leider läßt mein Namensgedächtnis etwas zu wünschen übrig, so daß ich nur die allgemeinen Grüße, die auch sehr zahlreich waren, bestellen kann.

Ulrike Bez

Australien-Post

Tempelgemeinden Bayswater und Boronia vereinigt

Schon länger war der Plan diskutiert worden, die beiden in den östlichen Randgebieten von Melbourne gelegenen Tempelgemeinden Bayswater und Boronia zu einer größeren Einheit zusammenzufassen. Boronia, die älteste der australischen Gemeinden (gegründet im Dezember 1951), litt in den letzten Jahren unter einer Abwanderung von Mitgliedern (besonders jüngeren) in andere Außenbezirke. Das schon 1957 fertiggestellte Gemeindehaus (das »Boronia-Kirchle«), zu dessen Bau damals noch nicht ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung standen, ist einer Erneuerung und Erweiterung bedürftig. Mancher Gemeindekreis tat sich wegen zu geringer Teilnehmerzahl schwer. Alle diese Umstände legten es den Verantwortlichen nahe, durch eine Zusammenlegung mit der nur wenige Kilometer entfernte Gemeinde Bayswater eine Stärkung des Gemeindelebens zu erreichen.

Am 28. Oktober sind die beiden Gemeinden nun in einer großen Feier offiziell vereinigt worden. Der Name der neuen Gemeinde wird »Tempelgemeinde Bayswater-Boronia« sein. Zu ihrem Vorsteher wurde Alfred Klink gewählt. Aus seiner Feder stammt die folgende Schilderung des Vereinigungsfestes. Die Templer in Deutschland wünschen dem neuen Gemeinwesen viel Zuspruch von Seiten seiner Mitglieder und eine segensreiche Entwicklung.

Betrachtungen zur Vereinigungsfeier von Bayswater-Boronia

Schlicht und einfach steht die Bayswater-Halle da. Innen ein offener Raum mit einem Giebeldach, mit Holzverkleidung an den Wänden und mit einer weißen Decke. Schwere Vorhänge verbergen die große Bühne und umrahmen die Fenster. Das Templer-Kreuz schaut still von der Kanzel. Eine einsame Uhr tickt über dem Eingang zur Küche. Sie freut sich, wenn man sie schmückt!

So naht der Tag unserer Vereinigungsfeier. Festlich gedeckte Tische erstrecken sich von einem Ende des Saales zum andern, umgeben von 260 Stühlen in Reih und Glied. Rote Hagedorn-Sträuße leuchten im sanften Weiß der Tischtücher. An den Wänden hängen die heraldischen Wappen-Sinnbilder ehemaliger Tempelgemeinden in Palästina und die nahezu zwanzig Skizzen für einen Neuentwurf. Man hört in der Küche Besteck klappern, und ein würziger Duft vom Kochen liegt in der Luft.

Eine letzte Hand verbessert noch hier und da etwas. Ein paar Frauen gehen langsam um die Tische, arrangieren Messer und Gabeln sowie die kunstvoll gefalteten Servietten. Zwei Männer stehen auf der Leiter, und unter ihren Händen entsteht mit großen Buchstaben, in einem schwungvollen Bogen, »BAYSWATER BORONIA« an der Wand über der Bühne, während die Designerin noch einen Bindestrich improvisiert, um die beiden Namen zu verbinden.

Etwas Spürbares liegt in der Luft. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand alles leite. Niemand dirigiert, niemand souffliert, und doch flicht sich eins ins andere. Jede Handlung, jeder Handgriff führt näher zum unsichtbaren Ziel: dem Festbeginn. Heißt man das »Biologisches Parallel-Computing«? »Schwarm-Kausalität«? Oder »Gemeinschaftsgeist«?

Um 17.30 Uhr hieß Helmut Ruff alle willkommen und begann: »Am 13. August dieses Jahres wurde eine neue Gemeinde geboren. Mit Wohlbedacht und in der Fülle der Zeit entstand die neue Einheit, und heute feiern wir dieses Ereignis.« Alfred Klink sprach von der Freude der Templer über die Bildung von Gemeinden, und wie diese Freude bindend wirkt und Gemeinschaftssinn erzeugt, und von der Notwendigkeit, Vielfalt innerhalb einer Gemeinde zu kultivieren, damit sie Bestand habe. Diversität ist die Wurzel, die jegliche Entwicklung nährt.

Tempelvorsteher Dieter Ruff widmete dem Anlaß die folgenden Worte: »Tempelgemeinden sind wie ein schützender Rahmen, der uns die Gelegenheit bietet, unseren auf Gott bezogenen Glauben unter uns zu praktizieren, und uns erlaubt, das, was wir sozusagen 'zu Hause' bewährt haben, in das Leben der Mitmenschen hinauszutragen; ein Rahmen, der nicht tot ist, sondern aus Herz und Seele der Gemeindemitglieder besteht, die ihn mit dem Pulsschlag des Lebens erfüllen.« Der Segen endete in einem Gebet: »Herr, sei mit uns heute, da wir in Einigkeit, in hilfsbereitem Wohlwollen und voller Hoffnung dieser Gemeinde Zukunft feiern. Lasse Deinen Geist walten unter uns und führe uns in unserem Streben, auf daß Dein Reich komme.« Klingende Gläser bringen einen Toast aus auf die neue Gemeinde.

Das Essen war köstlich. Heinz Vollmer und seine vielen Helfer zauberten Rindfleisch und Huhn, mit Spätzle, auf den Tisch. Die freundlichen Gesichter der jungen Servierer erhellten den Raum, während die Blaskapelle ein Medley wohlbekannter Melodien als Tafelmusik spielte.

Der große Sprung durch die Geschichte fing mit Boronia an: Ist es möglich, daß wir seit dem ersten Spatenstich dort schon so vieles wieder vergessen haben? Tränen der Gefühle begleiteten die Reise durch die Erinnerungsgassen der Ge-

meinde-Vereine. Die für die Kindergeschichte angefertigte Kulisse der Boronia-Glocke war genial. Deutlich klang das zweigestrichene a" aus der vergoldeten Glocke aus Pappmaché. Bilder aus dem Archiv der Bastelgruppe verwirrten die Zeit. Sahen unsere heutigen »Säulen der Gesellschaft« damals wirklich so aus?

Nach der Pause sang der Chor. Zur Melodie des »Kartoffellieds« spielten sie eine herrliche Parodie auf die Namenswahl für die neue Gemeinde. Die Jugendgruppe betonte, daß bloße Existenz weder eine ausreichende Garantie für die Zukunft sei noch eine Anziehungskraft auf Fremde ausübe. Ein Vermächtnis mannigfaltiger Planung von Willi Blaich zeigte uns, was beachtet und praktiziert werden kann.

Mit einer Fundgrube von Bildern und Filmen führten die Sprecher das Publikum durch die Geschichte der Bayswater-Halle, des Kegelklubs, der Schulen, der Spielgruppe und des Frauenvereins und gaben zum Schluß sogar einen kurzen Ausblick in die Zukunft. Helmut Ruff dankte allen für die vielen Beiträge an Zeit, Arbeit und Geduld an diesem Abend und lud jedermann ein, sich bei Kaffee und Kuchen zu stärken.

Ein solcher Abend birgt wirklich Leben in sich. Wie die Spannung einer Feder sich befreit, so enthüllt er uns sein kollektives Wesen in einem hektischen Ablauf, und dann, die Energie verausgabt, kommt er, langsam auslaufend, wieder ruhig zum Stehen. Es ist der Augenblick, in dem die Kraft sichtbar wird, die latent im menschlichen Geist schlummert und darauf wartet, geweckt zu werden.

Leserecho

Die Praxis sieht anders aus

(zu den Beiträgen in »Warte« April, Mai, Juni, September 1995)

Zur Themenreihe, die im Verlauf dieses Jahres über die Tempelgesellschaft im »Handbuch Religiöse Gemeinschaften« in der »Warte« erschienen ist, möchte ich meine persönlichen Erfahrungen mit Mitgliedern der Evangelischen Kirche beschreiben. Diese Seite scheint mir bis jetzt etwas zu kurz gekommen zu sein. Wie wir über religiöse Grenzen hinweg miteinander umgehen, zählt doch viel mehr als alle Buchstaben, die diese Grenzen festschreiben.

Seit über 12 Jahren singe ich nun schon im Evangelischen Kirchenchor Degerloch mit. Ich habe nie verschwiegen, daß ich aus der Evangelischen Kirche ausgetreten bin und zur Tempelgemeinde gehöre. Die Bedenken, ob ich in diesem Chor erwünscht sei, lagen allein bei mir und wurden von den Chormitgliedern völlig ausgeräumt.

Als ich neu hinzukam, ergaben sich nach den Chorproben beim Stammtisch immer wieder Gespräche über die Tempelgesellschaft. Man kannte zwar unser Gemeindehaus in der Felix-Dahn-Straße, aber wer und was wir eigentlich sind, war kaum bekannt. Mit großem Interesse wurden meine Erzählungen über den geschichtlichen Werdegang und die Glaubensinhalte der TG aufgenommen. Daß

diese Tradition unserer Vorväter auch heute noch von uns wenigen Templern weitergeführt wird, wurde mit Respekt anerkannt. Vom Degerlocher Gemeindepfarrer wurde ich mehrmals persönlich zur Teilnahme am Abendmahl eingeladen. Auf meinen Einwand »Ich bin doch Templer und nicht evangelisch« meinte er jedesmal, daß er da keine Bedenken hätte.

Daß die Bedenken gegen unsere Gemeinschaft weniger werden, spüre ich jedesmal bei den Tagungen des Bundes für Freies Christentum. Hier sind wir Templer wegen unserer dogmenfreien religiösen Glaubensrichtung geachtet.

Monika Tietz, Stuttgart

Die Christen und der rechte (linke?) Weg

(zur Sonderbeilage Nr. 2 der »Warte« Juli/August 1995)

In seinem Vortrag von 1948 untersuchte Dr. Alfred Weller die Gründe, warum Deutsche Nationalsozialisten wurden, insbesondere Templer, die doch eigentlich, so meinte er, als Christen gegen den Nationalsozialismus hätten gefeiert sein sollen. Dabei dachte er wohl hauptsächlich an die rassistische Grundthese der NS-Ideologie, die mit der Botschaft Jesu in der Tat unvereinbar ist.

Ein verschwindend kleiner Teil der Deutschen und Österreicher, die dies zur Zeit des Nationalsozialismus auch so sahen (vielleicht 1% der Erwachsenen?), wendeten sich vom Christentum ab und fanden in der NS-Ideologie ihre neue »Religion« – jenseits von rationalen Überlegungen und Argumenten. Daß Hitler sich zu einem »positiven Christentum« bekannte und selbst nie aus der Kirche austrat, hielten sie für zeitbedingt notwendiges taktisch-politisches Kalkül (und berücksichtigten dies entsprechend bei ihren Diskussionen mit anderen).

Für die Masse der Christen in Deutschland, Österreich und anderswo war der Antisemitismus der Nationalsozialisten nichts neues, unvertrautes. Er gehörte – mehr oder weniger stark, mehr oder weniger bewußt – in ihr Weltbild, ihre Weltanschauung. Die Kirchen belasteten ja »die Juden« mit dem Makel des »Heilmordes«, und daß gewichtige kirchliche Kreise zu irgendwelchen Zeiten bis nach dem Zweiten Weltkrieg die pauschale Abqualifizierung der Juden als mit einem Makel behaftet mit der Botschaft Jesu unvereinbar erkannt und dies verkündet hätten, ist mir nicht bekannt. Ich weiß auch nicht (mangels eigener Erfahrung), ob und wie weit Templer-Älteste und andere Erzieher aus unserem Kreis, die Kinder in christliches Gedankengut einführten, wie ihre kirchlichen Kollegen »die Juden« undifferenziert aus »christlicher« Sicht in ein schiefes Licht stellten. Ich erinnere mich allerdings genau, daß mein Vater, 1890 in Jaffa geboren und im damaligen Templer-Milieu aufgewachsen, sich erst als erwachsener Mensch und Familienvater durch ein Gespräch mit einer Jüdin darüber klar wurde, wie unsinnig die von ihm bis dahin unkritisch geteilte Meinung war, eine ganze Menschengruppe sei mit einem Makel belastet wegen eines Geschehnisses, das vor knapp zwei Jahrtausenden stattfand.

Den allermeisten Menschen in Deutschland und Österreich war in den dreißiger Jahren nicht vor dem Nationalsozialismus bange, auch wenn sie vielleicht dies oder jenes an ihm auszusetzen hatten, auch wenn ihre politischen Wunschvorstellungen vielleicht andere gewesen waren. Hingegen war die Sorge vor der »bolschewistischen Gefahr« tief und sehr weit verbreitet. Die ungewohnten und weithin unbeliebten demokratischen Strukturen erschienen unfähig, die dringendsten Probleme (Massenarbeitslosigkeit!) zu lösen. Umwälzende Veränderungen schienen unausweichlich. Würde ein starker Mann wie Kemal Atatürk in der Türkei oder Mussolini in Italien das Land vor einem drohenden Chaos bewahren oder würden die Kommunisten, die Atheismus predigten und Diktatur des Proletariats verhießen, die Macht erputschen (wie nach dem Krieg für kurze Zeit in Bayern geschehen) und aus dem Land unter Stalins Fuchtel die »Räterepublik Deutschland« machen (wie die kommunistische Abgeordnete Clara Zetkin in ihrem Schlußwort als Alterspräsidentin bei der letzten Sitzung des Reichstags vor der Wahl im Herbst 1932 hoffnungsvoll verkündete)? – Eine sonstige zukunftssträchtige Vision, wie die fällige Veränderung aussehen könnte, gab es – jedenfalls im Bewußtsein der Massen – nicht.

War die »bolschewistische Gefahr« damals wirklich so bedrohlich, wie sie in den Köpfen vieler Menschen erschien? Zeigte sich wirklich keine praktikable Alternative zu der Entscheidung für »braun« oder für »rot«? Doch darauf kommt es gar nicht an. Nicht die Lage, wie sie vielleicht wirklich ist, entscheidet über das Verhalten der Menschen, sondern die Lage, wie sie sie sehen. Und die Mehrheit der Zeitgenossen in Deutschland sah letztlich wohl keine Alternative als zwischen »braun« und »rot« zu wählen.

Hat Dr. Alfred Weller bei seinem offensichtlichen Hauptanliegen, das Versagen der Christen vor dem Nationalsozialismus allein auf der Basis von Jesu Botschaft aufzuzeigen, den Aspekt der tatsächlichen oder vermeintlichen bolschewistischen Bedrohung, die zur Zeit des Nationalsozialismus viele Gemüter erregte, als für seine Argumentation unerheblich unerwähnt gelassen? – Der Aspekt taucht auch nicht in der analytisch-kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Dr. Alfred Wellers und Dr. Richard Hoffmanns gemeinsam verfaßter Artikelserie in der »Warte« 1932 auf. Ich vermute, daß beide Verfasser die Lage sehr viel nüchterner einschätzten als die meisten ihrer Zeitgenossen, keine reale Gefahr eines kommunistischen Umsturzes in Deutschland sahen und es bei ihrer grundsätzlichen Ablehnung des Nationalsozialismus, die aus der Artikelserie deutlich erkennbar ist, bewußt vermieden, den Nationalsozialisten ihre klare Frontstellung gegen den Kommunismus zu bescheinigen, was von vielen Zeitgenossen als klarer Pluspunkt für sie gewertet worden wäre – wie die von Brigitte Hoffmann erwähnte Äußerung des Tempelvorstehers, die NSDAP in Deutschland sei ein notwendiges Bollwerk gegen den Bolschewismus.

Heute, nach all dem Schrecklichen, das der Nationalsozialismus gebracht hat, ist mir klar, daß eine »Räterepublik Deutschland« – so es denn keine andere Alternative gegeben hätte – das kleinere Übel gewesen wäre.

Hier nun eine (rhetorische) Frage an die etwas Jüngeren (als ich, Jahrgang 1917): Meinen Sie, die Vernünftigeren meiner Zeitgenossen hätten damals schon, vor rund 60 Jahren, die gleiche Einschätzung vornehmen können, ja müssen, wie ich heute, insbesondere solche, die sich als Christen fühlten?

Werner Frank, Stuttgart

Noch einmal: »Unsere Verantwortung in der Welt«

Außer den beiden bereits veröffentlichten Zuschriften von Hans Lange und Erwin Weller sowie den Ausführungen von Werner Frank in dieser Ausgabe haben wir keine Diskussionsbeiträge zum Thema der Sonderbeilage Nr. 2 erhalten, die für die »Warte« bestimmt waren. Im direkten Gespräch haben mir viele ihre Zustimmung ausgesprochen, indirekt, das heißt über Dritte, erfuhr ich auch von einiger Kritik. Erbitterte Kritik wurde in zwei oder drei Privatbriefen aus Australien geäußert. Ich möchte auf die wichtigsten Punkte kurz eingehen.

Der wichtigste ist der Einwand von Hans Lange. Er hält die Feststellung für falsch, die Alf Weller gemacht hat und der ich, auf Grund meiner Beobachtungen in den »Warte«-Bänden der dreißiger Jahre, zugestimmt habe: daß die Tempelgesellschaft damals ihre religiösen Grundlagen weitgehend verloren hatte. Und er belegt das mit Auszügen aus dem Erinnerungsbuch »Damals in Palästina«.

Vielleicht ist die Formulierung Dr. Wellers zu hart, und es tut mir leid, wenn ich damit die Gefühle der Älteren verletzt habe. Aber ich glaube immer noch, daß diese Feststellung im Kern richtig ist – allerdings erklärungsbedürftig. Daß wir uns als gute Christen und gute Templer fühlten und daß wir uns nach Kräften bemühten, innerhalb der Gemeinden, und in den persönlichen Kontakten auch darüber hinaus, Nächstenliebe zu praktizieren, habe ich nie bezweifelt und in dem Artikel auch nirgends bestritten, und ich denke, das wollte auch Dr. Weller nicht. Es geht darum, daß das nicht genügt.

Was verloren zu gehen drohte, war die geistige, die religiöse Grundlage, und deshalb auch die geistige Auseinandersetzung, zum Beispiel mit der Reich-Gottes-Frage, mit dem Nationalismus, dann dem Nationalsozialismus. Vielleicht wurde das als überflüssige Theorie betrachtet. Wenn man aber auf solche »Theorie« ganz verzichtet, können sich, ohne daß man es merkt, die Grundlagen verschieben. Ich habe, aus Gesprächen und Schriften, auch aus »Damals in Palästina«, den Eindruck, daß die meisten Kolonisten sich in erster Linie als Deutsche und erst in zweiter als Christen betrachteten, daß im Zweifelsfall die nationalen Gesichtspunkte Vorrang hatten.

Das Gefühl der Geborgenheit in den Gemeinden und bewegende Gemeindefeiern sind kein Gegenbeweis. Sie spiegeln die Art von Frömmigkeit, die einer der Gründe dafür war, daß Christoph Hoffmann sich einstens vom Pietismus losgesagt hatte. Und auch wenn wir heute nicht mehr in allem seine Reich-Gottes-Vorstellung teilen, an seinem Grundgedanken, daß das Streben nach dem Reich Gottes immer auch mit der Verantwortung für die Zustände in der Welt zu tun hat,

haben wir beibehalten. Und soweit dieses Bewußtsein noch lebendig war, war es mehr national als christlich ausgerichtet.

Das ist es, was ich gemeint habe. Natürlich gilt das nicht für alle, aber eine allgemeine Tendenz war es wohl schon – das wird sogar noch aus den wenigen nazikritischen Beiträgen in der »Warte« deutlich.

In der Kritik aus Australien werden vor allem drei Punkte genannt:

1. Wie kann sich jemand, der das Leben in den Kolonien gar nicht kennt, ein Urteil darüber anmaßen? – Die Antwort darauf ist einfach: Dr. Weller lebte bis 1936 in Palästina, kannte also die Verhältnisse dort. Ich selbst kenne sie nicht aus eigener Anschauung und habe deshalb auch deutlich gesagt, daß ich mich auf die Beiträge in der »Warte« stütze. Da die »Warte« ab 1935 von der Tempelleitung herausgegeben wurde, muß man davon ausgehen, daß sie, nicht im einzelnen, aber in der großen Linie, die Haltung der Gesellschaft spiegelt.

2. Warum rührt ihr diese alten Geschichten auf? Wir müssen uns um Gegenwart und Zukunft kümmern und nicht um die Vergangenheit. – Meine Antwort: Das eine schließt das andere nicht aus. Für jeden Menschen und jede Gruppe ist die Vergangenheit ein Teil seiner und ihrer Identität, und die Frage, wie man damit umgeht, hat sehr wohl Bedeutung für die eigene Zukunft.

Zudem: Eben deshalb haben wir uns in der »Warte« schon oft mit unserer Vergangenheit beschäftigt, und es hat noch nie jemand daran Anstoß genommen. Es geht also wohl nicht um die Vergangenheit als solche, die irrelevant sein soll, sondern um die Vergangenheit im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus. Anders ausgedrückt: Man sollte sich mit den positiven und problemlosen Teilen der eigenen Vergangenheit beschäftigen. Das halte ich für gefährlich. Für Einzelpersonen ist durch die Psychoanalyse bewiesen, daß ein solches Verdrängen zu physischen und psychischen Krankheiten führen kann, für Gruppen – in diesem Fall Völker – haben wir es gerade in Osteuropa erlebt: je vollständiger die Konflikte über Jahrzehnte totgeschwiegen worden waren, umso verheerender brachen sie aus, sobald der äußere Druck wegfiel.

3. Ein solches Aufarbeiten der Vergangenheit wird die Gebiete Deutschland und Australien entzweien, wir sollten aber alles tun, um den Zusammenhalt aufrechtzuerhalten. – Ob und wie weit diese Behauptung zutrifft, kann ich nicht beurteilen. Ich kann mir zwar vorstellen, daß Probleme, die mit dem Nationalsozialismus zusammenhängen, die Jüngeren drüben weniger interessieren. Sie fühlen sich als Australier und deshalb nicht direkt betroffen. Andererseits scheint mir, daß die Frage, daß und warum die eigene religiöse Gemeinschaft sich verführen ließ, nicht nur historisch interessant ist. Einen Grund für eine Entzweigung sehe ich darin so oder so nicht. Auf jeden Fall hoffe ich es. Denn wenn eine Gesellschaft ihre Gemeinsamkeit nur aufrechterhalten kann, indem Probleme totgeschwiegen werden, ist diese Gemeinsamkeit nichts wert.

Und noch etwas: Auch wenn wir diese Fragen nicht stellen – Außenstehende tun es längst. Wenn wir glaubwürdig bleiben wollen, müssen wir uns mit unserer Vergangenheit auseinandersetzen.

Brigitte Hoffmann, Stuttgart